

Predigt des Gottesdienstes vom 11. April 2021 in der Kirche Rohrbach

Text: Lukas 18, 1-8

Liebe Gemeinde,

Da ist diese Witwe. Und sie will ihr Recht. Was genau vorgefallen ist, und warum ihr Gegner sie so drangsaliert, dass sie bis zum Letzten kämpfen muss, erzählt Jesus nicht. Die Armut der Witwen zu jener Zeit ist sprichwörtlich, und leider hat sie einen Richter in ihrer Stadt, *„der Gott nicht fürchtet.“*

Wer Gott nicht fürchtet, ist meistens abhängig von Menschen, braucht ihre Bewunderung, ihre Bestätigung, ihren Applaus. Wer Gott nicht fürchtet, sorgt sich um seinen Ruf, will beliebt sein. Das kann man nutzen, wenn man etwas von einem solchen Menschen will.

Aber der Richter in jener Stadt ist schlimmer. Der scheut auch die Menschen nicht. Sie sind ihm egal. Er ist auf nichts du niemanden angewiesen: *„Es war ein Richter in einer Stadt, der Gott nicht fürchtete und sich vor keinem Menschen scheute.“*

Der Grund dafür, dass er der armen Witwe nicht zu ihrem Recht hilft, ist reine Bequemlichkeit, purer Eigennutz. Das erkennen wir an seiner Begründung, als er ihr am Schluss doch noch hilft: *„Ich will doch“*, sagt er zu sich selbst, *„weil mir diese Witwe Mühe macht, ihr Recht schaffen, damit sie nicht schliesslich kommt und mich ins Gesicht schlägt.“* Voilà. Er schafft ihr Recht, damit er sie los wird und wieder seine Ruhe hat.

In der Einleitung zum Gleichnis schreibt der Evangelist Lukas, Jesus habe seinen Jüngern damit zeigen wollen, *„dass sie allezeit beten und nicht müde werden sollten.“* Das Bitten der Witwe steht also für das Gebet und der hartherzige, desinteressierte Richter für Gott. Natürlich korrigiert Jesus das Bild danach gleich wieder, indem er festhält, dass Gott in Wirklichkeit überhaupt nicht dem Richter in der Geschichte entspreche (*„Gott wird ihnen ihr Recht schaffen in Bälde“*). Warum erzählt er sie dann so? Warum redet er von einem hartherzigen und ungerechten Richter, wenn Gott doch offenbar gar nicht so ist. Hätte Jesus die Geschichte nicht anders erzählen müssen:

„Es war ein Richter in einer Stadt, der war streng und gerecht – Gottesfürchtig und geachtet bei den Menschen. Und in jener Stadt gab es eine arme Witwe, die einen Rechtsstreit führte. Weil die Schuldfrage nicht ganz einfach war, zögerte sie lange, bis sie es wagte, ihre Sache vor den Richter zu bringen. Als sie es schliesslich tat, „schaffte er ihr Recht in Bälde“. Sie dankte ihm, und er ermahnte sie, ein nächstes Mal früher vor ihn zu kommen.“

Wenn Jesus die Geschichte so erzählt hätte, würde sie viel besser ins Neue Testament passen. Eines jedoch bliebe offen: Ob die Witwe beim

nächsten Mal tatsächlich früher vorstellig würde mit ihrem Anliegen. Wenn sie nämlich schon diesmal Zweifel hatte, ob ihr vom Richter geholfen werde oder nicht, würden diese Zweifel ein nächstes Mal nicht einfach weg sein. Wer ist denn schon jedes Mal im Recht, wenn im Leben etwas schief läuft? Wer will denn schon jedesmal gleich zum Richter, wenn es ein Problem gibt? Die konkrete Erfahrung der göttlichen Gerechtigkeit muss nicht bedeuten, dass uns Gott dadurch näher kommt und wir ihm mehr vertrauen. Es kann auch sein, dass Gottes Gerechtigkeit uns Angst macht und uns hemmt.

Müssten wir die Geschichte also noch einmal anders erzählen?

Es war ein Richter in einer Stadt, der war gnädig, hatte Mitleid mit den Armen, half ihnen, wo er konnte und drückte mehr als einmal ein Auge zu, wenn Leute vor ihm standen, die es nicht leicht hatten im Leben. Und da war eine arme Witwe, die von einem Mitbürger übervorteilt wurde. Der Richter vernahm davon und lud die Frau zu sich ein. Er bot ihr an, ein Verfahren gegen ihren Widersacher zu führen und ihr Recht zu geben. Die Witwe liess sich das nicht zweimal sagen und war einverstanden: Sie führte den Prozess, gewann ihn und freute sich. Bald aber wurde sie unzufrieden, denn es gab noch viele Dinge, bei denen sie sich ungerecht behandelt und benachteiligt fühlte. Wieso war sie überhaupt Witwe? Wieso war sie arm? Wieso lebte sei in einer ungerechten Welt? Enttäuscht darüber, dass die Welt war, wie sie war und der Richter es nicht verhindern oder verändern konnte oder wollte, zog sie sich zurück und grollte.

Liebe Gemeinde, wie wir die Geschichte von Gott also auch erzählen, wie „richtig“ wir Gott aus theologischer Sicht in ihr auch darstellen, eines geschieht nicht automatisch, nämlich, dass wir ihm dabei nahe kommen. Es gibt in der Schweiz etwa achteinhalb Millionen Menschen und vermutlich ebenso viele Vorstellungen von Gott. Nahe kommen ihm nur die, die zu ihm kommen und mit ihm im Gespräch sind: *„Jesus sagte zu ihnen ein Gleichnis, um ihnen zu zeigen, dass sie allezeit beten und nicht müde werden sollten.“* (V 1)

Es ist faszinierend, wie viele Menschen genau diesen Weg ins Gebet, ins Gespräch mit Gott, gerade *nicht* finden. „Hilf dir selbst, dann hilft der Gott“ sagen wir und in der Tat: Was soll daran so falsch sein. Wir können ja immer noch kommen, wenn wir Gott wirklich brauchen. Der Weg zu ihm steht offen. Meinen wir.

Aber wer so denkt, missversteht das Gebet. Wenn Beten zu einer Art letzten Möglichkeit, zu einem äussersten Mittel wird, das wir nur im ganz grossen Ausnahmefall anwenden, macht Gott zum distanzierteren Wesen. Dieselben Leute, die mir sagen, dass sie selten beten, erklären mir zwei Sätze später auch, dass sie Gott für eine ungerechten Richter halten,

angesichts des vielen Unrechts, das auf der Erde geschieht. Sie verken-
nen die Idee des Gebets, wie es die Bibel versteht.

Sie verwechseln Ursache und Wirkung. Sie meinen, beim Beten gehe es
darum, Gott die Dinge darzulegen, die wir nicht selbst im Griff haben.
Dabei sind ebendiese Dinge im Leben lediglich dazu da, uns ins Ge-
spräch und in die Beziehung mit Gott zu bringen. Denn die Angelegen-
heiten des Lebens, der Zustand der Welt, die persönlichen Herausforde-
rungen und Überforderungen unseres Daseins, sie alle haben ihre Zeit
und ihren Ort. Oft genügen ein paar Jahre, dass Schlimmes nicht mehr
halb so schlimm ist, sich Schweres gelegt hat, wir die andere Seite auch
sehen, oder sogar alles von einer anderen Seite her sehen. Ganz be-
stimmt wird unsere letzte Stunde noch einmal allem ein anderes Gewicht
und eine andere Bedeutung geben.

Die persönliche Beziehung zu Gott hingegen, die wird unser ganzes Le-
ben tragen. Sie gibt uns Kraft, hinter scheinbar Sinnlosem eine Aufgabe,
eine Bedeutung zu sehen. Sie gibt uns eine Perspektive, die über unser
irdisches Leben und über den Tod hinausgeht.

Die Beziehung zu Gott ist der Grund, warum uns das Leben ins Gebet
treibt, und wer das nicht sieht, wird bei den Problemen und bei den Lö-
sungen bleiben und Gott verpassen.

*„Es war ein Richter in einer Stadt, der Gott nicht fürchtete und sich vor
keinem Menschen scheute“ erzählt Jesus „und eine Witwe war in jener
Stadt, die kam immer wieder zu ihm und sagte: Schaffe mir Recht ge-
genüber einem Gegner.“*

Egal welche Gottesbilder, welche Vorstellungen wir von Gott haben,
meint Jesus wohl mit seinem Gleichnis: an Gott führt kein Weg vorbei.
Wenn wir im Leben zu unserem Recht kommen wollen, wenn wir zum
Rechten kommen wollen, müssen wir mit Gott Kontakt aufnehmen und
im Kontakt bleiben. Erst im Gespräch mit ihm können sich unsere Bilder
von ihm verändern, erst im Gebet werden wir erkennen, dass wir es gar
nicht mit einem ungerechten Richter zu tun haben, der uns nur darum
hilft, weil wir ihm auf die Nerven gehen. Erst in Gottes Nähe erkennen
wir, dass wir auserwählt sind und einen Platz bei ihm reserviert haben in
Zeit und Ewigkeit.

Wird jedoch Jesus, der Sohn des Menschen, wenn er kommt, bei dir den
Glauben finden?

Amen. Fortsetzung folgt

Pfr. Alex Kurz, Rohrbach